

Sophie Calle: „Erinnerungen an Ostberlin“

So majestätisch, so lächerlich

Von Benjamin Knödler

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 25.11.2026

1996 reist die französische Künstlerin Sophie Calle nach Berlin, um die Leerstellen auszuloten, die entfernte DDR-Denkmäler hinterlassen haben. 30 Jahre später sind ihre „Erinnerungen an Ostberlin“ auf Deutsch erschienen. Es ist ein eindrücklich unaufgeregtes Zeitzeugnis.

„Mit Erde bedecken. Auch als Aufschüttungsmaterial verwendbar. Auf keinen Fall wieder aufbauen.“ So kann es klingen, wenn der Umgang mit Denkmälern eines vergangenen politischen Systems in eine bürokratische Form gegossen wird. Zu lesen ist diese sehr konkrete Handlungsanweisung in der Drucksache Nr. 12/2743 des Abgeordnetenhauses von Berlin, 12. Wahlperiode. Und das, was da so gründlich verbuddelt werden sollte, waren die Fragmente des Lenin-Denkmals, das früher in Berlin-Friedrichshain am heutigen Platz der Vereinten Nationen stand.

Sophie Calle

Erinnerungen an Ostberlin

Suhrkamp, Berlin 2026

96 Seiten

24,00 Euro

Die Demontage des Lenin-Denkmals ist vielleicht eines der berühmtesten Beispiele für den Rückbau vieler, für das Selbstverständnis der DDR besonders wichtiger Denkmäler in Ostberlin. Die französische Künstlerin Sophie Calle reiste 1996 nach Berlin, um diesem „Verschwinden politischer Symbole nachzugehen“. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist jetzt als „Erinnerungen an Ostberlin“ in Buchform erschienen.

Ein vielfältiger Blick auf Leerstellen

Zu diesen verschwundenen Symbolen der DDR gehören neben der berühmten Statue auch eine Büste von Lenin vor der russischen Botschaft, das DDR-Staatswappen am Palast der Republik oder die Inschrift am Eingang zum Nikolaiviertel. Calle fotografierte die Leerstellen und lässt sie in Gesprächen mit Passantinnen und Anwohnern wieder aufleben – mit Beschreibungen und Erinnerungen an die Denkmäler.

Das ist beinahe schon eine soziologische Annäherung: Die kurzen Zitate, Erinnerungen und Einschätzungen sind keinen konkreten Personen zuzuordnen. Spricht hier ein eher junger Mensch oder ein sehr alter, eine Frau oder ein Mann? Ein überzeugter Bürger der ehemaligen DDR oder ein ehemaliger Dissident? All das lässt sich zuweilen zwar erahnen – konkret benannt sind die Sprecherpositionen aber ebenso wenig wie die Fragen, die Sophie Calle den Menschen gestellt hat.

Zwischen Alltagserfahrung und erinnerungspolitischem Diskurs

Überhaupt nimmt sich die Künstlerin sehr zurück. Der Auseinandersetzung kommt das zugute. Denn so entsteht ein Freiraum. Hier wird nicht bewertet, sondern hier können die Menschen sagen, was sie denken und fühlen. Heraus kommt eine große Vielfalt an Perspektiven, kunstvoll angeordnet, so dass beinahe ein Dialog zwischen den einzelnen Statements entsteht. Wobei Dialog vielleicht nicht immer die treffende Bezeichnung ist, denn die Bewertungen und Erinnerungen unterscheiden sich mitunter deutlich. Da erinnert sich der eine Mensch an einen majestätischen Blick der Lenin-Statue vor der russischen-Botschaft, während jemand anderes sich an den „lächerlichen naturalistischen Anklang“ erinnert.

Das führt zu schönen Alltagserinnerungen. So erzählt ein Gesprächspartner, wie sein Sohn gelernt hat, bis 23 zu zählen: Beim alltäglichen Blick auf eines der Kampfgruppendenkmäler hat er die dicht aneinandergedrängten Männer gezählt. „Ich wäre nicht gerne wie die Sardinen da hineingestopft“, fügt er noch dazu. Ein anderer sagt zum selben Denkmal: „Ich bin sicher, dass es irgendwo eine Taube gab. Es gibt immer eine Taube.“

Neben dieser Alltagslakonie ist da aber auch ein Schmerz spürbar. Über das Verschwinden von Erinnerungsobjekten, die auch die Möglichkeit der Auseinandersetzung bieten. Diese Auseinandersetzung findet aber zumindest im Buch statt und zeigt: Die meisten Menschen sind zu Zwischentönen fähig, jenseits von Schwarz-Weiß-Denken. Damit ist „Erinnerungen an Ostberlin“ bis heute aktuell – wenn es etwa um die gegenwärtigen Diskussionen um das Stadtschloss oder um Straßenumbenennungen geht. Man würde sich einen Ton wie den im Buch dabei häufiger wünschen.